

Rauten und Rauchen

Olaf Schubert dreht in Dresden seinen ersten Kinofilm. Es geht um seine Versuche, die Welt zu retten und zugleich Mario Adorf zum Großvater zu machen. Dabei fließen viele Tränen.

VON ANDY DALLMANN (TEXT)
UND ROBERT MICHAEL (FOTO)

Poch. Poch. Pause. Zaghafte drückt Olaf Schubert die Klinke, zaghaft öffnet er die schwere Tür und noch zaghafter schiebt er sich in den Raum. Unter der dunkel getäfelten Decke scheint er ein achtbares Stück zu schrumpfen, seine Stimme flüstert dafür noch eine Spur höher als üblich. Kein Wunder, dass der Pullunder-Mann Muffensausen hat – vor ihm thront ja auch der Pate.

Ach nein, das ist gar kein Mafiaboss. „Vati, sieh mal, was ich dir gekauft habe.“ Olaf wedelt mit einem Strauß welker Astern und wagt sich einen Schritt näher an den Furcht einflößend riesigen Schreibtisch. Der Mann dahinter bläst eine kopfkissengroße Zigarrenwolke von sich und blafft: „Ich brauche so einen Quatsch nicht.“ Ach du armer Olaf.

Wirklich grämen muss sich der Weltenretter nicht, ist schließlich alles nur gespielt. Nach zig Bühnenprogrammen, nach TV-Einsätzen als Gala-Moderator, als „heute show“-Kasper, als Herr seiner eigenen ARD-Sendung legt der Werbebotschafter des Rautenmusters auch noch mit einem Kinofilm nach. Schubert an allen Fronten – kann das gut gehen? Mit prominentem Beistand vielleicht schon. Kinolegende Mario Adorf gibt den Papa-Paten und klickt zweifellos dieses Projekt. Gestern war der letzte gemeinsame Drehtag. Und Adorf blies viele Zigarren-Kopfkissen zusammen.

Eine herrschaftliche Villa zwischen Stasi-Gedenkstätte und Saloppe. Dem Messingchild zufolge, das ein Helfer immer wieder auf Hochglanz wienert, wohnt hier Professor Schubert. Das ist Film. Der drei Schritte weiter neben einem Bentley parkende Porsche gehört ins wahre Leben. Wer auch immer das Drehteam dort drehen lässt, macht es kaum des Geldes wegen. Wie viel Geld wiederum der Film kosten darf, wurde auch nicht verraten. Sicher ist, dass die Mitteldeutsche Medienförderung 350.000 Euro zuschießt, der MDR ist ebenfalls mit im Boot. Nächsten Sommer soll der Film mit dem eher halb witzigen Titel „Schubert in Love – Vater werden ist (nicht) schwer“ in die Kinos kommen. Bis 13. November wird – ausschließlich – in Dresden gedreht. Natürlich nicht nur in besagter Villa.

Hier hat sich Olaf inzwischen am Beistellischlein voller Likörkaraffen vorbei



Blumen für den Papa: Mario Adorf (l.) als Professor Schubert und Olaf Schubert, dessen etwas misstrauischer Sohn, standen gestern in einer Dresdner Villa gemeinsam vor der Kamera. Der Film „Schubert in Love – Vater werden ist (nicht) schwer“ soll nächsten Sommer in die Kinos kommen. Foto: Robert Michael

Oper ist mir zu schwer und Ballett kann ich nicht, blieb nur Film – das kann jeder.

Olaf Schubert, Komiker

bis an den Schreibtisch gekämpft. Seine Blumen wurde er flugs unter einem Frauenkirchen-Ölschinken los, jetzt hockt er schüchtern auf dem Besucherstuhl und muss seine neueste Idee verkaufen. „Vati, ich bringe ein Musical heraus. Damit macht man nämlich heute Millionen.“ Papa pafft und ranzt. „Das wird doch auch wieder nichts. Nie bringst du etwas zu Ende, nicht mal dein Studium.“ Sieben Versuche, sieben Pleiten. „Aber Philosophie habe ich nicht abgebrochen“, jault Olaf. „Da wurde ich rausgeschmissen.“

Auf dem Balkon halten ein paar Menschen Folen hoch, die trübes Licht ins Zimmer spiegeln. Bei diesem Wetter kein Job, der irgendwas netidisch machen könnte. In seiner Rolle hat Olaf Schubert nicht viel leichter. Er will die Welt retten und nähren („Die Brote sind quasi schon im Ofen“), sein Vater will endlich Enkel. Und der Alte lässt durchblicken, dass er sich lieber von Olafs Bruder Heiko zum Großvater machen lassen würde. Leider hat der einen Serumversuch nicht überlebt. „Es trifft eben immer die Falschen“, grummelt Adorf alias Professor Schubert. „Aus!“, brüllt die Aufnahmeführerin. „Szene ist im Kasten.“

E in knappes Dutzend Leute fährt prompt aus der temporären Muskelstube. Statt angespannter Stille lärmsich Gewusel. Am Filmset ist es tatsächlich so, wie man sich das als Laie vorstellt. Nur ohne Schampuschlurfende Stars, ohne brüllenden Regisseur, ohne leicht geschürzte Praktikantinnen, die sich dringlichst zur Höheren empfehlen wollen.

Zumindest bei Schuberts geht es vergleichsweise normalbürgerlich zu. Draußen zerlegen Techniker mit der Kreissäge einen antiken Esstisch, um ihn anschließend passender zusammenzusetzen, drinnen wird der Kaffee nachgefüllt. Und im ersten Stock arbeiten immer noch die Damen und Herren, die auch sonst dort arbeiten. Die Filmerei scheint sie überhaupt nicht durcheinanderzubringen.

Schubert selbst gesteht während der vorgezogenen Plauderrunde mit Journalisten, er sei völlig von der Rolle. „Ich musste meinen Wecker jetzt auf Uhrzeiten stellen, von denen ich gar nicht wusste, dass es die gibt.“ Einem kurzen Kichern folgt das Geständnis: „Ich bin doch Comedian geworden, damit ich nicht mehr arbeiten muss.“ Wo er das sagt, war einst keinmal nach Witzchen. Auf der Flucht vorm Dauernieseln rückt die Truppe in die ehemalige Stasi-Zentrale ein, um über die kommende Komödie zu reden. Fotos von Olaf vorm Zellaufgang will keiner machen. Und der moderne Konferenzraum sieht zum Glück aus wie jeder moderne Konferenzraum.

Außer Spaß gibt es ja auch ein paar Fakten. Ernsthaft erörtern Regisseur Lars Büchel, der unter anderem „Erbsen auf halb sechs“ drehte, und Produzent Ulf Israel die Fakten zum entstehenden Werk. Israel etwagt, dass er von vornherein Mario Adorf für die Vaterrolle haben wollte, weil kein anderer so gut passe. Dafür musste er sich mächtig ins Zeug legen. Adorf hakt sich sofort ein: „Ja, ich habe gezeugt, weil ich für Winnetou in Kroatien gedreht habe und alles eng zu werden schien. Doch Ulf

Israel schrieb mir einen derartig herzergreifenden Brief, dass ich zusagen musste.“ Obwohl diese Rolle nicht wirklich auf der Hand liege. „Doch es hat sich gelohnt“, sagt Adorf und strahlt Olaf Schubert an. „Er ist überraschend präzise bei der Arbeit.“ Und noch ein Kompliment an seinen Filmsohn bringt er umgehend an. „Deutschland wird regelrecht überschwemmt von Comedians, doch ich finde keinen wirklich lustig. Der Einzige, über den ich lachen kann, ist Olaf Schubert.“ Ja, auch er trage Rautenmuster. „Aber nur auf meiner Fliege.“

Nein, sagt der Regisseur, Olaf Schubert improvisiere nicht vor der Kamera. „Es gibt ein Script mit feststehenden Dialogen. In manchen Szenen bietet er jedoch mal was anderes an, das wir dann auch verwenden, weil es besser passt.“ Die erste Fassung des Drehbuchs habe er vor über einem Jahr geschrieben, sagt Olaf Schubert. „Es musste was Leichtes sein. Oper ist mir zu schwer und Ballett kann ich nicht, blieb nur Film – das kann jeder.“ Allerdings habe er sich die Sache mit der Sexualität deutlich einfacher vorgestellt. „Bis zum ersten Erfolg war es ein steiniger Weg. Besonders, wenn man eben noch keine 50 ist.“ Doch er habe den Weg zum ersehnten Stammbaume – im Film – gemeistert. „Und ich befreite noch selbst, beinahe hätte ich gesagt: manuell.“

Pure Albernheit sei der Film jedoch nicht, beteuert Regisseur Lars Büchel. „Die Grundidee ist ein Drama mit großen Gefühlen; bei uns floss schon so manche Träne.“ Ob das ein gutes Zeichen ist?

Gestrandet in Lesbos

Die griechische Insel ist ein beliebtes Urlaubsziel. Immer häufiger treffen Touristen in der Idylle auf Flüchtlinge. Manche schauen weg, manche packen mit an und helfen.

VON MATTHIAS BENIRSCHKE

Der Unterschied zwischen einem Touristen und einem Flüchtling beträgt 1.180 Euro. Die Fahrt mit der Fähre vom türkischen Ayvalik zur griechischen Insel Lesbos kostet den normalen Urlauber 20 Euro. Flüchtlinge aus Syrien, Afghanistan oder dem Irak müssen dagegen pro Kopf 1.200 bezahlen, um einen Platz in einem wackeligen Schlauchboot zu bekommen. Auf der Überfahrt riskieren sie ihr Leben, um EU-Boden zu erreichen.

Vom antiken Burgberg von Assos kann man bei guter Sicht die Häuser auf Lesbos erkennen. Am Fuß des Burgbergs liegt die Kadriga-Bucht. Hier reihen sich diverse Hotels und Ferienresorts an traditionellen Strandrestaurants. Auf den Liegestühlen genießen Touristen die Sonne. In den Olivenhainen dahinter liegt Müll – Folien, Plastikflaschen, gebrauchte Windeln. Gelegentlich warten auf einem Feldweg Flüchtlinge auf eine Nachricht ihrer Schleuser, wenn es nun endlich losgeht.

Ein Restaurant-Wirt schüttelt den Kopf. „Das ist alles sehr, sehr traurig“, sagt der Mittfünfziger. Immer wieder gebe es Un-

glücke. Flüchtlinge würden bei der Überfahrt umkommen, auch Frauen und Kinder. In Sichtweite der Strandtouristen verfolgen Schnellboote der türkischen Küstenwache Schlauchboote mit Flüchtlingen, auch Warnschüsse fallen. Meistens lassen sich die Flüchtlinge nicht vom Kurs abbringen, und die Schnellboote drehen ab.

Etwa zwei Stunden braucht so ein Schlauchboot für die Überfahrt, ebenso lange wie die offizielle Fähre von Ayvalik zur Hauptstadt Mytilini im Südosten von Lesbos. Schon von Weitem sind die Flüchtlinge im Fährhafen zu sehen, Tausende. Die Hafennähe ist übersät mit Zelten und Menschen. Direkt vor der Fähre stehen Zelte auf dem Kai. Am Sockel der stolzen Freiheitsstatue liegt Kleidung zum Trocknen, Kinder hüpfen auf den Marmorstufen. Der Stadtpark ist voller Müll, auf den Fußwegen schlafen junge Männer.

Ein Autovermieter lotst Touristen durch die Menschenmassen in sein Büro. „Hier ist es derzeit schrecklich, das stimmt“, sagt er, versichert aber eilig: „Im Westen der Insel werden Sie nichts mehr davon mitbekommen, alles ruhig.“ Dennoch lassen sich manche Urlauber von den vielen Flüchtlingen in Mytilini abschrecken. „Wir fahren da nicht hin“, sagt ein belgisches Ehepaar, das an der Südküste der Insel sein Quartier hat. „Zu viele Flüchtlinge, zu viel Müll, zu viel Elend da.“

Knapp 90.000 Menschen leben auf der Ägäis-Insel Lesbos. Allein in diesem Jahr sind mehr als 200.000 Flüchtlinge hier angekommen. Überall an den Stränden und Küsten liegen Schwimmwesten und aufgeschlitzte Schlauchboote.

Direkt am Hafen befindet sich das Zentrum der privaten Flüchtlingshilfe, das Restaurant „The Captains Table“. Die Besitzerin, die gebürtige Australierin Melinda



Fluchtsuren: Überall an den Stränden und Küsten liegen Schwimmwesten. Foto: dpa

Im Mai kamen 200 Flüchtlinge pro Woche, jetzt sind es manchmal 3.000 am Tag.

Melinda McRostie, Restaurantbesitzerin

McRostie, bekommt seit Jahren haunatna mit, wenn die Küstenwache wieder Bootsflüchtlinge an Land bringt. „Seit Mai ist die Situation aber eskaliert“, sagt die 45-Jährige. Im Mai kamen 200 Flüchtlinge pro Woche, jetzt sind es manchmal 3.000 am Tag.

Bei Melinda laufen viele Fäden zusammen, sie koordiniert die Arbeit diverser Hilfsorganisationen und Dutzender Freiwilliger aus aller Welt. Wenige Hundert Meter weiter stapeln sich in einem Haus Kartons mit Spenden. „Die Pakete kommen aus aller Welt“, sagt Rüdiger Kolmann. „Aus Australien, Hongkong, aber die meisten aus Holland und Skandinavien“, wundert sich der 64-Jährige aus Hamburg.

Eigentlich wollte er einen ruhigen Urlaub auf Lesbos verbringen. Dann sah er die Not der Flüchtlinge und stieg als Helfer ein.

Jetzt sortiert er Zelte, Schlafsäcke und Kleidung und verteilt sie auf die verschiedenen Zimmer. „Man kann doch nicht einfach nichts machen.“ Auch die 19-jährige Anna und ihr Freund Nikolas (21) aus Tübingen packen mit an. Was die Flüchtlinge nicht gebrauchen können, bieten die Helfer sozial schwachen Griechen an. „Wir wollen verhindern, dass die Griechen sagen: Den Flüchtlingen wird geholfen und wer hilft uns?“ Inzwischen platzt die Villa aus allen Nähten, die Sammlung wurde vorläufig gestoppt.

Der Syrer Fahad ist erst vor einer Stunde angekommen. Seine Hose ist noch nass von der Überfahrt. „Wir waren 45 Menschen in dem Boot“, sagt er. Eine Woche habe er in der Türkei gewartet, bis er übersetzen konnte. Er sei vor dem 15. geflohen. „Die bringen 15-Jährigen das Töten bei.“

Die 26-jährige Gada ist gerade mit ihrem Mann und den beiden Töchtern Malaak (4) und Mariam (6) angekommen. Sie spricht ausgezeichnet Deutsch, ist in Deutschland aufgewachsen. Als sie 18 war, wurde sie mit ihren Eltern nach Syrien abgeschoben, zehn Jahre habe sie dann im Libanon gelebt. Die Familie habe den Schleusern 3.800 Dollar bezahlt, sagt Gada. „Die Schwimmwesten mussten wir uns selbst kaufen. Und dann haben sie uns ins Boot gesetzt und gesagt: „Da ist Lesbos, viel Glück.“

Vor wenigen Tagen hat ein Kreuzfahrtschiff im Auftrag der griechischen Regierung 1.700 Flüchtlinge von der Insel geholt und nach Piräus gebracht. „Viel zu wenige“, sagt Sofia, Geschäftsführerin einer Ferieninsel. Sie befürchtet, dass es noch schlimmer wird. „Vor der Wahl haben die Politiker noch was getan, damit es hier nicht zu schlimm wird. Aber jetzt ist die Wahl vorbei.“ (dpa)